

HELMUT LUKESCH

DIE DEFINITION SOZIALER BEZIEHUNGEN DURCH NAMENS- GEBUNG - MIT EINEM EXKURS ÜBER SCHÜLER- UND LEHRERRUFNAMEN

I. Vorbernerkung

Im Alltag regeln Menschen ihre sozialen Beziehungen in intuitiver Weise, indem sie u.a. die Möglichkeiten nutzen, die ihnen durch die Sprache eröffnet werden. Dieser offenkundigen Tatsache wurde in der psychologischen und vor allem der sozialpsychologischen Forschung bisher wenig Beachtung geschenkt. Onomatologische Fragestellungen im speziellen werden beinahe ausschließlich von Sprachforschern behandelt (KLEMENT 1979; GOTTSCHALT 1971; BOESCH 1957; BACH 1953), bisweilen auch von Volkskundlern oder Historikern. Bei diesen Arbeiten steht die Frage nach der Wortbedeutung der Namen im Vordergrund, eine Frage, die heute für den Namensträger eher zweitrangig ist. Eigennamen lassen sich nämlich in der Regel als relativ nichtssagende sprachliche Kennzeichen auffassen, es sei denn, es ergeben sich augenfällige Anknüpfungspunkte für soziale Wert- oder Geringschätzung.

Psychologische oder zumindest psychologisierende Exkurse können in den genannten Arbeiten zwar immer wieder angetroffen werden (vor allem in Fortführung ethnologisch dokumentierter Namensmagie oder den Gebräuchen bei der Namensgebung), sind in der Psychologie aber nur selten auf Interesse gestoßen. Abgesehen von einigen älteren Untersuchungen (FELDMANN 1959; DRAKE 1967; ELLIS & BEECHGLEY 1954; HABBE 1937; ORGEL & TUCKMAN 1935; WINKLER 1931; SPITZER 1927) wurden psychologische Aspekte bei der Namensgebung kaum in systematischer Weise herausgearbeitet, wobei einige wenige Ausnahmen (MORGAN et al. 1979; KIENER & NITSCHKE 1971; KATZ 1964) diese Regel bestätigen.

Auf psychologische Versuche, die sprachphilosophischen Aspekte der Namensgebung zu klären, u. zw. im Sinn der Frage, ob es "eine innere objektive Wahrheit der Benennungen selbst gibt" (CASSIRER 1972, S. 135), muß im vorliegenden Zusammenhang nicht eingegangen werden. Obwohl seit KÖHLER (1929, S. 225) "Maluma-Takete-Versuche" und ähnliche Vorgehensweisen (USNADZE 1924; FISCHER 1922) eine feste Tradition besitzen¹, durch deren Ergebnisse eher die sophistische und konventionalistische Position der Namensgebung nahegelegt wird (IRWIN & NEWLAND 1940), ist ein Rückgriff darauf nicht notwendig; für den vorliegenden Zusammenhang genügt es, von der sozialen Realität der Bezeichnungen auszugehen.

Die in sozialen Gebilden vorfindbaren Kose-, Neck-, Spitz-, Spott- und Schimpfnamen stellen dabei ein beachtenswertes Reservoir an Beispielen der Regelung interpersoneller Beziehungen dar, dem aufgrund seiner Nicht-Reaktivität besondere Bedeutung zukommt; die Benennungen kann man nämlich im Feld vorfinden, sie müssen nicht erst wie ein semantisches Differential, aufgrund dessen man etwa Aussagen über die Qualität einer sozialen Beziehung treffen möchte, künstlich und im Nachhinein gemacht werden. In diesem Zusammenhang muß an die drei Funktionen der Sprache im Bühlerschen Sinn erinnert werden (BÜHLER 1965, S. 24). Ausdruck, Appell und Darstellung können auch als Funktionen bei der Namensgebung wiedergefunden werden. Wie noch zu zeigen sein wird, sind diese drei Aspekte allerdings nur dann in dem Prozeß der Namensgebung und -verwendung voll ersichtlich, wenn Freiheitsgrade des Benennens gegeben sind; ist dies nicht der Fall - das trifft auf die meisten offiziellen und rechtsfähigen Namen zu -, ist der Informationsgehalt des Namens auf die Unterscheidung des einzelnen von den anderen Individuen und nur wenig mehr beschränkt.

2. Zur Funktion von Namen

Der Eigenname eines Menschen dient primär dazu, ihn als etwas einmalig Vorhandenes zu kennzeichnen. In diesem Sinn deutet er die Identität eines Menschen (oder auch eines Gegenstandes) an. Im Prinzip könnte diese Funktion auch durch die Vergabe von Ziffern oder anderer Codes erfüllt werden; dies würde allerdings aus historischen Gründen zumindest befremdlich wirken, aus psychologischen darüber hinaus vermutlich emotional abgelehnt werden. Es gibt aber auch Ausnahmen: Man denke an die bisweilen bezeugte Vergabe von Ziffern als Vornamen (KATZ 1964, S. 33f.); die bei Adeligen, Herrschergeschlechtern oder Päpsten vormals und auch heute noch praktizierte Verwendung von Zahlen zur individualisierenden Kennzeichnung bei gleichen Vornamen; auch die Ersetzung des Namens durch eine Nummer in Gefängnissen ist nicht nur eine auf die "Panzerknacker" aus den Walt-Disney-Comics beschränkte Übertreibung, sondern eine in diesen Institutionen gängige Praxis.

Nebenbei bemerkt, macht man sich nur selten bewußt, daß in weiten Bereichen der Verwaltung die individualisierende Funktion von Namen bereits durch Ziffern-Buchstaben-Kombinationen, zumeist aufgrund einer Verschlüsselung von Familiennamen, Geburtsort und -datum gebildet, wahrgenommen wird. So abstrus also der Gedanke an eine Ersetzung des eigenen Namens durch einen anonymen Code klingen mag und so viele gefühlsmäßige Widerstände dadurch auch ausgelöst werden, ist es bereits Realität, in vielen Bezügen nur mehr eine Nummer zu sein. Ernsthafte Pläne zur Ersetzung des Namens durch eine Nummer scheint es im übrigen seit 1928 gegeben zu haben (GOTTSCHALD 1971, S. 13); da man diese universell verwenden könnte (z.B. auch als Girokonto-, Telefon-, Sozialversicherungs-, Reisepaßnummer) hat ein solches System zweifellos Vorteile, denen gegenwärtig jedoch erhebliche rechtliche und datenschutzbezogene Bedenken gegenüberstehen.

Eigennamen dienen aber nicht nur dazu, einzelne Personen voneinander zu unterscheiden. Sie enthalten über die Familien-, z.T. auch über die Vornamen eine - zugegebenermaßen unscharfe - Information über verschiedene Zugehörigkeiten, z.B. zu einer bestimmten Familie, der Abstammung aus einer bestimmten Gegend, einer bestimmten ethnischen Gruppe usw. Unter historischem Aspekt sagen Familiennamen auch etwas aus über die Macht der benennenden Gruppe (dies wird besonders deutlich bei den Namensgebungen jüdischer Familien um die Wende zum 19. Jhd.) bzw. über die eigene Macht, sich aufgrund einer besonderen Namenswahl von anderen gesellschaftlichen Gruppen abzusetzen (z.B. Adelsnamen, aber etwa auch sog. Humanistennamen während der Renaissancezeit).

Obwohl heute der Träger eines Namens für seinen Namen zumeist nicht verantwortlich ist, kann die in einem Eigennamen eingeschlossene Information aus vielerlei sozialen Gründen wiederum Anlaß zu Namensänderungen sein (z.B. bei Immigranten, sozialem Aufstieg, gesellschaftlichen Umwälzungen). Ergänzend sei vermerkt, daß bei Vorliegen einer entsprechenden Tradition ein Name auch soziale Ansprüche und Erwartungen wecken kann, was in einer demokratischen Leistungsgesellschaft nicht immer konfliktlos abläuft. Es lassen sich in diesem Zusammenhang auch die umgekehrt gelagerten Fälle nachweisen, in denen jemand den Verpflichtungen und Vorrechten, die sich vermeintlich oder tatsächlich aus einem Familiennamen ergeben, zu entgehen versucht (z.B. wollte der österreichische Erzherzog Johann Nepomuk Salvator unter dem Namen Johann Orth ein bürgerliches Leben führen).

Der Eigenname selbst dürfte bei dem Prozeß der Personwahrnehmung und Eindrucksbildung - zumindest im Anfangsstadium bzw. in Konfliktfällen - sicherlich nicht unbedeutend sein. Man denke etwa an die sich an eine gar nicht notwendigerweise etymologisch und korrekt erschlossene Wortbedeutung eines Namens anschließenden Konnotationen und Assoziationen, ganz abgesehen von den Erfahrungen, die man eventuell mit einem anderen Träger desselben oder eines ähnlichen Namens gemacht hat.

Daß aufgrund von Namen bestimmte Erwartungen geweckt werden, d.h. daß soziale Stereotype hinsichtlich Übereinstimmung von Namen mit Berufen, sozialen Stellungen etc. bestehen, hat EIS (1970) in mehreren Zuordnungsversuchen nachgewiesen. Nach seinen Ergebnissen scheint es eine umgekehrt proportionale Beziehung zwischen der Häufigkeit, orthographischen Richtigkeit sowie der etymologischen Durchsicht und dem einem Namensträger zugeschriebenen Ansehen zu geben.

Auch die Alltagserfahrung, wonach durch einen Namen, der einen Hinweis auf die Herkunft seines Trägers enthält, oder durch unterschiedlich valente Spitznamen der Prozeß der Personwahrnehmung beeinflußt wird, wurde in einigen Laboruntersuchungen überprüft und bestätigt (KIENER & DUSKE 1972, S. 32f.; RAZRAN 1950). Inwieweit solche Voreingenommenheiten für die zwischenmenschliche Interaktion bedeutsam sind, müßte weiter untersucht werden. Die erste Eindrucksbildung kann sich - ähnlich wie bei anderen Merkmalen - durchaus als flüchtig erweisen (ARGYLE & MCHENRY 1971), wenn konkrete Erfahrungen mit der dieses oder jenes Merkmal tragenden Person gemacht werden.

Wenn der Eigenname die Identität einer Person markiert, so ist es nicht verwunderlich, daß affektive Bindungen zum eigenen Namen entwickelt werden bzw. der Name mit der Person gleichgesetzt wird (FELDMANN 1959, S. 239). Veränderungen hinsichtlich des eigenen Namens, und seien es auch nur unbeabsichtigte Versprecher, werden daher nur mit einem beträchtlichen Ausmaß an Mißfallen toleriert. Entsprechend stärker ist man betroffen, wenn der eigene Name absichtlich zu einem Neck- oder Spottnamen umgewandelt wird (s.u.). Im Namensspott ergreift man gleichsam die Person des anderen und wandelt sie in gewaltsamer Weise um. Daß diese Art der Macht- oder Besitzergreifung für den Betroffenen nicht immer angenehm ist, liegt auf der Hand.

Diese Wirkung auf die häufig bezeugten Fälle der Namensmagie zurückführen zu wollen, würde sicherlich zu weit gehen, obwohl auch hierbei von einer Identität des Namens mit dem damit Bezeichneten ausgegangen wird (GOTTSCHALD 1971, S. 15; KATZ 1964, S. 8f.; BACH 1953, S. 227). Der Glaube an die Möglichkeit des Namenzaubers hat allerdings beträchtliche Bizarrien hinsichtlich der Gebräuche bei der Namensgebung zur Folge gehabt: Bei einigen Eskimogruppen sollen z.B. die Männer aus diesem Grund ihre eigentlichen Namen nicht kennen, sondern statt dessen führen sie echte Pseudonyme. Der richtige Name wird von der Mutter erst der Braut des Sohnes zugeflüstert (BRACHFELD 1931, S. 340). Eventuell wirkt aber auch in der Gegenwart der archaische Glaube fort, über Kenntnis des Namens oder seine Veränderung Macht über den eigentlichen Namensträger ausüben zu können (vgl. hierzu das Rumpelstilzchen-Märchen oder die Lohengrin-Sage; KATZ 1964, S. 11f.).

3. Freiheitsgrade bei Namenswahl und Namensgebung

In der heutigen bürokratisierten Gesellschaft sind die rechtswirksamen Möglichkeiten der Namenswahl und Namensgebung auf wenige zusammengeschrunpft, denn seit ca. zwei Jahrhunderten (BACH 1953, S. 107) ist das Führen eines Namens weitgehend kodifiziert. War es in davorliegenden Jahrhunderten ein leichtes, sich von Ulrich Megerle zu einem Abraham a Sancta Clara zu wandeln, so sind solche radikalen Namensänderungen nur auf wenige Ausnahmemöglichkeiten beschränkt (z.B. wurde aus Theodor Wiesengrund der allseits bekannte Wissenschaftler Theodor W. Adorno).

In den Bestimmungen hinsichtlich der Wahl des Familiennamens spiegeln sich auch gesellschaftliche Veränderungen wider. Gemeint ist damit z.B. die Namensführung bei Verheiratung. War es im Falle einer Verheiratung bis vor kurzem allgemein üblich bzw. nur selten umgebar, daß die Frau den Familiennamen ihres Mannes übernahm, besteht heute weitgehend Wahlfreiheit bezüglich des gemeinsamen Familiennamens und des eigenen Nachnamens (z.B. Tragen eines Doppelnamens). Die sich in der Änderung der gesetzlichen Richtlinien dokumentierende gesellschaftliche Entwicklung von einer patriarchalischen zu einer egalitären Familienstruktur ermöglicht es wiederum, daß aufgrund der Wahlfreiheit bei der Nachnamenwahl der Familienname auch als Ausdruck der von beiden Ehepartnern entwickelten Beziehungsdefinition angesehen werden kann und somit

eine über die Wortbedeutung des Familiennamens hinausgehende Information enthält.

Obwohl auch in der Wahl der Namen von Schauspielern etc. sozialpsychologisch interessante Phänomene zum Ausdruck kommen, lohnt es sich im vorliegenden Zusammenhang nicht, auf solche Künstlernamen einzugehen, da sie auf eine eng umschriebene Menschengruppe beschränkt sind; dasselbe gilt für das Führen eines Pseudonyms, etwa bei Schriftstellern. Abgesehen von Fällen bloßer Mimikri wäre es aber untersuchenswert, welche Erwartungen durch bestimmte Künstlernamen zu verschiedenen Zeiten geweckt zu werden versucht wurde.

Abgesehen von den erwähnten Ausnahmen besteht im offiziellen Verkehr Wahlfreiheit nur hinsichtlich der Auswahl des oder der Vornamen der Kinder durch die Eltern, wobei auch hier gewisse Konventionen einzuhalten sind. In der Vornamensgebung können im individuellen Fall unterschiedlichste Benennungsmotive zutage treten, wie z.B. Anpassung an Modeströmungen, Anknüpfen an eine Familientradition, Namensspielerei, Originalitätsstreben, Hinweis auf Zufälligkeiten, Namenswahl nach Filmstars und Sportsgrößen, Freude an Wohlklängen, besonders bei der Abstimmung mit dem Familiennamen, Eignung zum Rufen, leichte Verständlichkeit usw. (EIS 1970, S. 21; MACKENSEN 1969, S. V; KATZ 1964, BOESCH 1957, S. 43; SPITZER 1927, S. 10). Der Bedeutungsgehalt des Vornamens kann dabei nur teilweise bewußt oder gar nicht bekannt sein.

Interessant sind vor allem die in Vornamen zum Ausdruck kommenden Wünsche und Erwartungen der Eltern dem Kind gegenüber. Ob von den Vornamen tatsächlich ein Rosenthal-Effekt ausgeht, d.h. ob sich die Eltern bzw. die andere soziale Umwelt dem Kind gegenüber in einer Weise verhalten, daß dieses sich den in seinem Vornamen zum Ausdruck kommenden Ansprüchen anpaßt, ist generell anzuzweifeln bzw. vermutlich nur auf wenige Fälle beschränkt. Vor allem ist der reichlich naiven alltagspsychologischen Meinung, durch die Wahl eines geeigneten Vornamens den Charakter eines Kindes bestimmen zu können (EIS 1970, S. 66f.; FELDMANN 1959, S. 245; ROCHETAL 1929), entgegenzutreten (BRACHFELD 1931, S. 336); andererseits würde wohl kaum jemand seinem Sohn den Namen "Judas" geben wollen. Den eine Meinung scheinbar konfirmierenden Beispielen läßt sich eine wesentlich größere Zahl von Fällen gegenüberstellen, in denen sich keinerlei Andeutung eines solchen Zusammenhanges nachweisen läßt. Besonders die aus dem psychopathologischen Bereich beigebrachten Hinweise (ABRAHAM 1955; STEKEL 1911) dürften von einem Kausalitätsbedürfnis getragene Pseudo- und Post-hoc-Erklärungen sein².

Ausnahmen betreffen vermutlich sozial geschlossene Gebilde, in denen eine hohe Erwartungskonkordanz gegenüber den Trägern eines bestimmten Namens vorhanden ist. JAHODA (1954) berichtet in dieser Hinsicht von dem Brauch der Ashantis, den Kindern den Namen des Wochentages zu geben, an dem sie geboren sind. Montagskinder gelten dabei als gute, Mittwochsgeborene als schlechte Kinder. Bei einer Auszählung von Vergehen konnte tatsächlich eine diese Meinung bestätigende Korrelation zwischen Verbrechenshäufigkeit und Wochentag gefunden werden. In einer geschlossenen Gesellschaft mit einem einheitlichen System

von Überzeugungen besteht also die Möglichkeit, daß Erwartungshaltungen gegenüber Namensträgern wirksam werden. Die Alltagsweisheit, wonach ein Name auch ein Omen sei, erweist sich nur unter diesen Bedingungen als Beispiel einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung.

Eine andere, allgemeiner formulierte Vermutung, wonach sich absonderliche Vornamen auf die Persönlichkeitsentwicklung im negativen Sinne auswirken müßten (KRAEPELIN 1909, S. 461) bzw. dann einen deutlich abträglichen Einfluß auf die Charakterentwicklung hätten, je ungewöhnter und auffällender sie sind (BRACHFELD 1931, S. 338), hat sich nur teilweise bestätigen lassen. Als relativ naheliegendes Resultat hatte EAGLESON (1946) bei Studentinnen gefunden, daß solche, die ihren Vornamen nicht mochten, diesen bei Erwähnung in sozialen Situationen als Auslöser von Schüchternheit und Verwirrtheit ansahen; wurden sie bei ihrem Vornamen gerufen (z.B. Walter als Vorname eines Mädchens), so konnten sie damit leicht verlegen und betreten gemacht werden. In einer anderen Untersuchung von SAVAGE und WELLS (1948) wurden männliche Studenten nach der Vorkommenshäufigkeit ihrer Vornamen in der Stichprobe gruppiert, und es wurde im Anschluß daran überprüft, inwieweit Träger eines selten vorkommenden Vornamens öfter bei akademischen Examen durchgefallen sind bzw. aufgrund der Inanspruchnahme und Diagnose des Hygiene Departments der Universität als "psychopathisch" bzw. "psychoneurotisch" zu gelten hätten. Statistisch signifikante Unterschiede lassen sich bei der Nachanalyse der mitgeteilten Zahlen nur in dem ersten Fall finden, d.h. die Durchfallquote von Trägern seltener Vornamen war höher als es der Zufallserwartung entsprochen hätte. Eine systematische Beziehung zu Merkmalen einer auffällenden Persönlichkeitsstruktur läßt sich hingegen nicht nachweisen. Eine letzte, für die aufgeworfene Frage relevante Studie ist die von ELLIS und BEECHLEY (1954). Diese überprüften anhand des Aktenmaterials einer psychologischen Beratungsstelle, ob sich der vermutete Zusammenhang zwischen der Seltenheit bzw. Besonderheit des Vornamens und der Schwere der emotionalen Störung (erfaßt über ein Expertenrating) bestätigen lasse. Bei Jungen konnte ein schwach signifikantes Ergebnis in der vermuteten Richtung gefunden werden, bei Mädchen jedoch nicht. Aus den vorhandenen empirischen Untersuchungen sieht man, daß es im Grunde genommen nicht möglich ist, aus Kenntnis des Vornamens auf Persönlichkeitsmerkmale des Namensträgers zu schließen.

Oftens bleibt zudem, inwieweit die nachgewiesenen Effekte tatsächlich auf den Namen, die (tatsächlichen oder antizipierten) Reaktionen des sozialen Umfeldes auf den Namen und seinen Träger sowie seine Reaktionen hierauf zurückgeführt werden können. Die Familie als die Instanz, die den Namen vergibt, stellt auch einen wesentlichen Sozialisationsagenten dar. Möglicherweise neigen Eltern, die häufig vorkommende ("normale") Namen vergeben, auch in ihrem Erziehungsverhalten zu strikter Normerfüllung und Angepaßtheit. Analog hierzu lassen sich Annahmen über die Erziehungspraktiken von Eltern formulieren, die ungewöhnliche Namen für ihre Kinder auswählen.

Auf einen zusätzlichen Aspekt der interpersonellen Bezeichnungen der - da in gewissen Grenzen Wahlfreiheit gegeben ist - als ein soziales Regulativ und nicht

nur als schmückendes Beiwerk angesehen werden kann, sei abschließend verwiesen. Wenn auch im öffentlichen Verkehr der Name als etwas Feststehendes betrachtet werden muß, so kann doch über die Verwendung verschiedener Anredeformen die spezifische Beziehung zum anderen zum Ausdruck gebracht werden. Dabei kann neben verschiedenen Intimitätsgraden (Sie- oder Du-Form, Anrede mit dem Vornamen bei gleichzeitiger Verwendung des "Sie" etc.) auch das soziale Machtgefälle deutlich gemacht werden. Zum Teil ist dies allerdings nur unter Außerachtlassung einfachster Anstandsregeln (z.B. Anrede mit "Meier!" anstatt mit "Herr Meier!") machbar. Diskutierenswert ist auch die Anredeform "Fräulein", für die es ja kein männliches Pendant gibt. Überträgt man aber die in dieser Anredeform enthaltene Information auf das männliche Geschlecht, so wird der emotionale Gehalt dieser Bezeichnung im Kontext unseres heutigen Sprachgebrauchs sichtbar (BRANTENBERG 1981), der durch gesellschaftliche und sprachliche Traditionen stark überlagert ist. Ohne diesen Aspekt noch weiter vertiefen zu wollen, sei auch darauf verwiesen, daß durch die Art der zugelassenen Körperhaltung und des Körperkontaktes ein soziales Gefälle angedeutet werden kann (z.B. wäre mancher Chef verwundert, wenn ihm ein "Azubi" wohlwollend auf die Schulter klopfen würde, während die umgekehrte Handlung als Lob, Ansporn etc. gelten soll).

4. Umbenennungen und Beinamengebung

Wie gezeigt wurde, ist die Wahlmöglichkeit bei den offiziellen Vor- und Familiennamen stark begrenzt. Aus diesem Grund ist auch die eingangs erwähnte dreifache Funktion der Sprache, Ausdruck, Appell und Darstellung zu sein, nur eingeschränkt vorhanden. Wesentlich anders sieht es aber aus, wenn man Benennungen betrachtet, die neben den rechtlich festgelegten Namen im interpersonellen Verkehr verwendet werden. Gemeint sind damit die in den verschiedensten sozialen Konstellationen auftauchenden Kose-, Neck-, Spott-, Spitz- und Schimpfnamen, aber auch die bisweilen vorhandenen Bei- und Übernamen, aus denen eine deutliche Strukturierung der gegenseitigen Beziehung bzw. der Versuch ihrer aktiven Gestaltung hervorgeht.

Wie man sich an Beispielen leicht verdeutlichen kann, wird durch dieses sprachliche Gestaltungsmittel der davon Betroffene in einer bestimmten Weise dargestellt, man bringt die eigene Wertschätzung dieser Person gegenüber zum Ausdruck und fordert implizit die anderen Gesprächspartner dazu auf, die betroffene Person in gleicher Weise einzuschätzen und sie so zu behandeln, wie man es selbst in der entsprechenden Benennung zum Ausdruck gebracht hat. Aufgrund dieser Funktionen wird ersichtlich, welche Macht durch Sprache ausgeübt bzw. wie soziale oder politische Macht in sprachliche Figuren umgesetzt und allgemein gemacht werden kann. Damit kommt diesen Bezeichnungen im Gegensatz zu den Familien- und auch den Vornamen ein wesentlich größerer Informationswert zu: "Sie werden gebraucht, um über Individuen ... etwas auszusagen, was mit den eigentlichen Namen nicht geleistet wird" (KLEMENT 1979, S. 239). Ähnliches gilt für die in der Literatur vorfindbare Verwendung sog. "redender Namen" (z.B. "Leichtfuß" für einen Junggesellen oder "Drückdrauf" für

einen Fabrikdirektor) als Kennzeichnung von Personen, Gegenständen und Institutionen (EIS 1970, S. 59; BACH 1953, S. 239).

4.1. Spitznamen

"... in der Sprache findet der Mensch ein Surrogat für die Tat, mit dessen Hilfe der Affekt nahezu ebenso 'abreagiert' werden kann" (FREUD 1952, S. 87). Mit Spitznamen "wird insbesondere auf Schwächen hingewiesen, um den Benannten lächerlich zu machen, dem Spott preiszugeben und dadurch Geringschätzung bzw. eigene Überlegenheit auszudrücken" (KLEMENT 1979, S. 239). Spottnamen können darüber hinaus als gezieltes Mittel der Verleumdung und Verfemung eingesetzt werden, indem dem anderen in voller Absicht Eigenschaften und Handlungen unterschoben werden, für die er nicht verantwortlich ist bzw. die auf ihn nicht zutreffen (Gerüchtebildung nach dem Motto "aliquid semper haeret"). Der Name kann so zum Stigma werden. Als Beispiel für die Manipulation mit einem Namen kann der ehemalige Berliner Polizeivizepräsident Bernhard Weiß angeführt werden, dem die Nationalsozialisten den Namen "Isidor" zugelegt hatten, um ihn zu verunglimpfen bzw. unter diesem bald allseits bekannten Decknamen zu beschimpfen (BERING 1981).

Spitznamengebung ist also keineswegs immer das mehr oder minder zufällige Resultat spielerischer Beschäftigung mit einer Person oder ihrem Namen, sondern kann auch ein intentional eingesetztes Mittel sein, mit dem eine Umwertung einer anderen Person (oder Institution) angestrebt wird. Ob die damit angezielten Veränderungen auch bei den Adressaten eintreten, dürfte im wesentlichen von den Machtquellen des Benenners abhängen (FRENCH & RAVEN 1959) bzw. allgemein von den Determinanten konformen Verhaltens (SCHNEIDER 1975, S. 107f.). Da aber die in den Konformitätsexperimenten als wesentlich herausgearbeiteten Bedingungen nicht einfach herstellbar sind, bleiben manche in bester Absicht vorgenommenen Versuche, über Umbenennungen eine andere Bewertung von Personen und Institutionen zu erreichen, erfolglos. Man denke hier etwa an die Ersetzung der Bezeichnung "Fremdarbeiter" durch "Gastarbeiter", "Sonderschüler" anstelle von "Hilfsschüler" oder "Behinderter" anstelle von "Krüppel". In diesen Fällen hat sich offenbar der konnotative Gehalt der ursprünglichen Bezeichnung auf den neu geschaffenen und nur anfänglich neutralen Ausdruck übertragen, ohne zu einer Veränderung in der Bewertung zu führen, obwohl die neuen Bezeichnungen durchaus gängig geworden sind.

Der politische Bereich kann als beispielhaft angesehen werden, wie das sprachliche Mittel der Spitznamengebung zur Manipulation und Bewußtseinslenkung eingesetzt wird. In historischer Sicht wären dabei die Bei- und Übernamen (LEBE 1980; BACH 1953, S. 196) zu erwähnen, die oftmals nicht nur treffend (Karl der Kahle), sondern auch verletzend (Herman contractus), nicht nur verehrend (Karl der Große) und bewundernd (Sigismund der Münzreiche, August der Starke), sondern auch verspottend (Friedl mit der leeren Tasche) sein konnten. Ähnlich wie im politischen Witz, über den die betroffene Partei zumeist gar nicht lachen kann, der aber ein Mittel des Schwachen ist, sich gegenüber einem Mächtigen zur

Wehr zu setzen, werden auch heute Politiker durch Spitz- und Spottnamen charakterisiert, indem persönliche Eigenheiten, seien dies nun körperliche Besonderheiten, auffällige Gewohnheiten oder ein bestimmtes Aussehen, in karikierender Weise herausgegriffen und unterschiedlich originell in Namen umgesetzt werden (z.B. Graf Lambsdorff - "Graf Silberkrücke", Willi Brandt - "Willi Weinbrand", Gerhard Stoltenberg - "Schnullermund").

Wesentlich scheint dabei zu sein, daß ein deutlich wahrnehmbares Merkmal des Namens oder seines Trägers als Anknüpfungspunkt für die Spitznamenbildung verwendet wird. In diesem Zusammenhang kann auch auf ein weitgehend unbekanntes historisches Beispiel einer Spitznamenbildung verwiesen werden, und zwar auf Plato, "dessen Name Aristocles war; aber der Gymnastiklehrer nannte ihn Plato (breit)" (KATZ 1964, S. 87).

Spitznamen wurden so auch als verbale Karikatur bzw. Verdichtung hervorstechender körperlicher, geistiger oder persönlicher Eigenheiten einer Person oder einer Gruppe beschrieben (ORGEL & TUCKMAN 1935, S. 276). Durch sie wird scheinbar Vergessenes und halb Geahntes zum Ausdruck gebracht und die Grenze des Sagbaren weiter hinausgeschoben.

Eine die Binnenstruktur einer Gruppe oder auch einer größeren Gemeinschaft verstärkende Funktion kann in den Spitznamen gegenüber ethnischen oder religiösen Minderheiten, Bewohnern einer umschriebenen Gegend oder einer anderen Nation gesehen werden. Wenn in Österreich Norddeutsche und Rheinländer und alle anderen, die aus der österreichischen Sicht als solche zu gelten haben, als "Piefkes" bezeichnet werden und deren Sprache in einer alle dialektlichen Eigenheiten übergehenden Weise als "Piefkinesisch" (MALLY 1974), so kommt in diesem Sprachgebrauch eine deutlich abwertend gemeinte soziale Norm zum Ausdruck, auch wenn das von den Betroffenen nicht immer so wahrgenommen wird. Eine noch deutlichere Geringschätzung geht aus der bei den Österreichern und Bayern gängigen Bezeichnung "Katzelmacher" für Italiener oder "Tschuschen" für alle Balkanbewohner hervor.

Es tröstet wenig, wenn man erfährt, daß der Österreicher seinerseits von manchen Deutschen als "Zwockl", "Herr Servus", "Kamerad Schnürschuh", "Schani" und ähnliches bezeichnet wird (a.a.O., S. 286) oder über bewußte Umdeutung in einem schweizerischen Mundart-Roman "Östriicher" genannt wird (BOESCH 1957, S. 38). In allen diesen Fällen (BACH 1953, S. 259f.) wird über die zum Ausdruck kommende Abwertung der Fremdgruppe eine Aufwertung der Eigengruppe angestrebt.

Der normative Aspekt der Spitznamengebung läßt sich nicht nur in Großgruppen finden. Nach der Beschreibung von MORGAN et al. (1979, S. 15 und 46) sind auch in den Gepflogenheiten der gegenseitigen Benennung in Kindergruppen implizit normative Aussagen, z.B. über Kleidung, Aussehen und Verhalten enthalten. Die Spitznamengebung erscheint unter diesem Gesichtspunkt als ein wichtiger Teil der sozialen Kontrollmechanismen einer Kindergesellschaft. Ähnliches vermuten ORGEL und TUCKMAN (1935, S. 284), wenn sie in den Spitznamen u.a. ein (aller-

dings recht fragwürdiges) Mittel zur Therapie sehen. Offensichtlich ist auch damit gemeint, daß von den sich in den Spitznamen ausdrückenden Normen eine verhaltensändernde Wirkung ausgeht.

4.2. Kosenamen

Eine im Vergleich zu den Spitznamen zumeist positiv erlebte Namensgebung kann in den sog. Kosenamen gesehen werden, häufig aus Deminutivformen von Wörtern bekannter oder auch nicht nachvollziehbarer Etymologie gebildet. Mit ihnen wird nicht nur "Zuneigung und Wertschätzung bekundet" (KLEMENT 1979, S. 239), sondern in ihnen drückt sich eine für eine besonders enge und intime Beziehung (z.B. unter Freunden, Liebespaaren oder Eltern und ihren Kindern) geltende Beziehungsdefinition aus, die abgehoben von der zu anderen Personen und anderen sozialen Kontexten ist. Dabei muß nicht nur an eine psychoanalytische Interpretation der in den Kosenamen zum Ausdruck kommenden gegenseitigen Sichtweise bzw. Bedürfnisstruktur gedacht werden (DRAKE 1957), denn dies könnte den Facettenreichtum dessen, was man für den anderen sein kann und wie man sich selbst in einer gegebenen Beziehung versteht, beträchtlich einschränken.

Verändert sich die in den Kosenamen deutlich werdende Beziehungsdefinition, z.B. bei streitenden Liebespaaren, so ändert sich auch der Gebrauch der Kosenamen sehr schnell (MORGAN et al. 1978, S. 31; DRAKE 1957, S. 41; SPITZER 1927, S. 12), entweder, indem auf andere Namen umgestiegen oder der Kosenamen sarkastisch oder ironisch gebraucht wird. Daß die zuletzt genannte Praxis die Rückkehr zur ursprünglichen Beziehungsdefinition erschwert oder auch unmöglich macht, sei am Rande vermerkt.

Denkt man an Eltern-Kind-Konflikte, so sind wohl jedermann Beispiele präsent, bei denen Eltern durch Veränderung der Bezeichnung ausdrücken, wie sich die Skala der Gefühle gegenüber ihren Kindern verschiebt. Neben diesem Auf und Ab in emotionaler Hinsicht wäre es auch untersuchenswert, mit welchen Namen Eltern ihre Kinder gegenüber Dritten bezeichnen. Nach unsystematischen Eindrücken scheint es so zu sein, daß Eltern durch die Namensgebung indirekt auf das Verhalten ihrer Kinder Einfluß nehmen wollen, u. zw. in einer für das Kind keineswegs immer angenehmen Weise (z.B. indem bestimmte Verhaltensweisen des Kindes gegenüber Freunden bloßgestellt werden).

Wenn die Vermutung richtig ist, daß Namen auch eine Appellfunktion haben können, d.h. andere Interaktionspartner dazu aufrufen, den so Benannten in der Weise zu behandeln, wie dies in dem jeweiligen Namen zum Ausdruck kommt, so ist es nicht verwunderlich, wenn man unangenehm berührt ist, wenn Dritte die für eine bestimmte Beziehung entwickelten und vorbehaltenen Kosenamen gebrauchen (BACH 1953, S. 235). Dies gilt bereits für die "unberechtigte" Benutzung des Vornamens in Fällen, in denen man mit der anderen Person nur kurzfristig bekannt ist (FELDMANN 1959, S. 241). Eine solche Verletzung der Intimitätsgrenzen hat - ähnlich wie ein übergroßes Ausmaß an Vertraulichkeit (ARCHER & BERG 1978) - Rückzug und negative Bewertung der anderen Person zur Folge.

Eine vermutlich gleichartige Wirkung läßt sich beobachten, wenn ein Außenstehender einen "geliebten" Dialekt nachzuahmen versucht. Aufgrund eines Dialektes dokumentiert sich die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Sprachgemeinschaft; ein Außenstehender, der einen Dialekt - auch ohne spöttelnde Absicht - nachmacht, verletzt ebenfalls eine Intimitätsgrenze.

4.3. Selbstgewählte Namen

In historischer Sicht sind die Beispiele zahllos, sich selbst einen anderen Namen zu geben, sei dies nun aus gewandelter Geisteshaltung (Saulus - Paulus), Imponiergehabe (z.B. Räubernamen, wie Durchdenwald, genannt Schinderhannes; Landsknechtsnamen wie Stichenreuter, BACH 1953, S. 202), versuchter Statuserhöhung (Giacomo Casanova nannte sich Chevalier de Seingalt) oder Anpassung an einen neuen Lebensraum (Battenberg-Mountbatten). Obwohl heute solche selbstgewählten Namen keinerlei Rechtswirksamkeit mehr besitzen, ist ihre Verwendung in einigen Institutionen noch gang und gäbe, z.B. bei Eintritt in einen geistlichen Orden (Martin Luther galt im Kloster als Bruder Augustin), Studentenverbindungen oder Ritterorden. Auch die Verwendung von Decknamen in der Unterwelt bzw. von Tarnnamen (z.B. bei Militär und Industrie sowie bei Agententätigkeit) sind der Vollständigkeit halber hier zu erwähnen.

Selbstumbenennungen, wie sie auch für die Zeit der Pubertät dokumentiert sind (BUSSE & HELFRICH 1975; KATZ 1964, S. 36; SPRANGER 1966, S. 50), und zwar treten sie hier häufig in der Form auf, daß der Jugendliche nicht mehr mit seinem Kosenamen gerufen werden will, können als Ausdruck geänderter Identitätssicht interpretiert werden. Hierbei tritt an die Stelle des eigentlichen Rufnamens das in dem neu angenommenen Namen repräsentierte Ideal (oder die zumindest als ideal eingeschätzten Konnotationen, die mit dem neuen Namen verbunden sind). Oft kann die geänderte Selbstsicht nicht in das Alltagsleben übertragen werden, und deshalb beschränkt man sich auf bestimmte soziale Situationen (z.B. auf Vereine aller Art), in denen man ein anderes, eventuell besseres soziales Selbst repräsentieren und ausleben kann.

5. Namensgebung in Kinder- und Schülergruppen

5.1. Zum Prozeß der Namensgebung

Nach der Untersuchung von ORGEL und TUCKMAN (1935), die in einem Heim für Kinder aus Problemfamilien durchgeführt wurde, wird ein Prozeß der Spitznamienbildung beschrieben. Danach wird ein Neuankommeling zuerst in einer mehrwöchigen Versuchs- und Irrtumsphase von den anderen Mitgliedern seiner Gruppe mit unterschiedlichen Namen belegt, bis schließlich eine Bezeichnung als besonders treffend beibehalten wird. In den Fällen, in denen ein Kind dennoch mit mehreren Namen gerufen wird, soll es sich um Synonyma handeln. Diese Beschreibung läßt deutlich einen sozialen Normierungsprozeß bei der Namensgebung erkennen, durch den bestimmte Erwartungen zu- und festgeschrieben

werden. Danach wäre auch der Feststellung von KATZ (1964, S. 89) zuzustimmen, wonach "die Voraussetzung zur Entstehung von Spitznamen ... eine mehr oder weniger geschlossene Gemeinschaft" ist.

Ob allerdings in der Kindergruppe tatsächlich nur ein Spitzname für ein Mitglied bzw. höchstens bedeutungsgleiche Namen üblich sind, ist nicht zuletzt eine Definitions- und Erfassungsfrage. HABBE (1937, S. 372) hatte gefunden, daß die von ihm befragten Kinder (sie mußten Auskunft über Spitznamen geben, die sie mochten und die sie ablehnten) im Durchschnitt etwas mehr als drei Spitznamen anführten. Auch nach KIENER und NITSCHKE (1971, S. 51) sind mehrere und nicht synonyme Spitznamen für einzelne Schüler im Gebrauch, wobei sich allerdings nur ein Mittelwert von 1,3 Spitznamen ergab. MORGAN et al. (1979, S. 42) gehen sogar noch einen Schritt weiter; sie meinen, die Verwendung mehrerer Spitznamen sei ein wichtiges Mittel, um die soziale Struktur aufrechtzuerhalten. Die ermittelte Namensdichte schwankte dabei beträchtlich (Heimschulen: 4,2 - 7,0; Tageschulen: 1 - 2 Spitznamen pro Kind; vgl. a.a.O., S. 91f.).

Namensveränderungen (z.B. Verkürzung wegen leichter Nennbarkeit; Schüttelformen nach dem Muster "Freischütz - Schreifritz"; sprachlicher Spieltrieb: "Mehr Glück als Ferdinand") ohne hintergründiger Absicht wurden in diesen Fällen ebenfalls mitgezählt. Der Bedeutungsgehalt von "Spitzname" würde diese aber eigentlich ausschließen.

Im Grunde genommen sollte allgemein von (gruppen- und situationsspezifischen) Rufnamen gesprochen werden, die dann nachträglich aufgrund semantischer oder formaler Kriterien (z.B. Spitznamen, Kosenamen etc.) gruppiert werden können. Allerdings ist eine semantische Klassifikation für einen Außenstehenden so gut wie unmöglich, da er den Hintergrund einer Benennung nicht kennt (GOTT-SCHALD 1971, S. 17; KIENER & NITSCHKE 1971, S. 55), demnach darf "auch die Semantik des Spitznamens als Gruppenleistung vom Typ des Bestimmens ... angesehen werden" (a.a.O.). Versuche, aufgrund der Kenntnis des Spitznamens Aussagen über den Grad der Anpassung des Kindes zu machen, sind fehlgeschlagen (HABBE 1937, S. 375; es ist zudem Außenstehenden nicht möglich, zutreffende Angaben über die Beliebtheit eines Schülers über Kenntnis seines Spitznamens (mit und ohne Begründung) zu machen (KIENER & NITSCHKE 1971, S. 53).

In einer Gruppe einen besonderen Namen zu bekommen, setzt soziale Beachtung voraus. Es verwundert daher nicht, daß herausgehobene Personen häufiger Namenobjekte sind. DEXTER (1949, S. 156) fand in einer studentischen Stichprobe Spitznamen häufiger bei den überdurchschnittlich beliebten Studenten; von denen, die mit dem normalen Taufnamen angesprochen wurden, befand sich ein überproportional hoher Anteil in der Gruppe der unbeliebten. Mittels soziometrischer Techniken bestätigten KIENER und NITSCHKE (1971) diesen Befund: Bei den von ihnen befragten Schülern hatten die in der Position des Stars am häufigsten Spitznamen, die Mauerblümchen hingegen am seltensten. Hinsichtlich des sozialen Lebens in der Schulklasse wurden Schüler ohne Spitznamen sogar als "non-persons" bezeichnet (MORGAN et al. 1979, S. 51); danach wäre es besser, einen

herabwürdigenden Spitznamen zu haben als gar keinen. Es ist aber anzuzweifeln, ob diese Meinung generell aufrechterhalten werden kann, denn nach einigen unserer kasuistischen Befunde gibt es Schulklassen, in denen sich die Schüler alle mit ihren Vornamen ansprechen. D.h. es gibt offensichtlich Schulklassen, in denen es keineswegs Sitte ist, Spitznamen zu vergeben.

5.2. Vorkommenshäufigkeit und Klassifikation gruppenspezifischer Namen

Unterschiedliche Erhebungsmethoden und definitorische Differenzen bedingen, daß die einzelnen Untersucher zu höchst unterschiedlichen Angaben über die Häufigkeit gruppenspezifischer Namen kommen. ORGEL und TUCKMAN (1935), die über mehrere Informanten die Spitznamen der Kinder ihrer Stichprobe recherchierten, geben an, daß mehr als 96% der Kinder von der Gruppe mit einem besonderen Namen genannt werden. Nach DEXTER (1949) treten gemäß den Selbstangaben von Studenten nur in ca. 71% der Fälle besondere Namen (Spitznamen und Namensverkürzungen) auf, der Rest gibt an, mit dem offiziellen Vornamen gerufen zu werden. HABBE (1937) findet bei 89% der von ihm auf schriftliche Weise befragten Schüler Spitznamen, während KIENER und NITSCHKE (1971) wieder zu einer wesentlich niedrigeren Prozentzahl (70,6%) kommen - hier wurden die Selbstangaben von Schülern durch Fremangaben der Mitschüler ergänzt.

Des öfteren wurde versucht, die eruierten Namen nach verschiedenen Kategorien zu klassifizieren. Nach ORGEL und TUCKMAN (1935) treten bei den Jungen am häufigsten Namen auf, die eine Anspielung auf eine Persönlichkeitseigentümlichkeit (39,1%) enthalten (z.B. "Piss-Artist" für einen Bettnässer, "Professor" für einen Jungen, der große Worte gebraucht, "Yellow-belly" für einen Feigling) oder auf ein körperliches Gebrechen (31,9%) hinweisen (z.B. "Squeaky" für ein Kind mit Fistelstimme, "Ducky" für ein Kind mit O-Beinen, "Graveyard" für ein Kind mit einem Vorbiß); bei den Mädchen sind am häufigsten Koseformen (34,7%) zu finden, allerdings sind Anspielungen auf körperliche Eigenheiten ebenfalls häufig (30,7%).

HABBE (1937), der die Spitznamen in einer Gruppe schwerhöriger Kinder mit denen einer Kontrollgruppe verglich, fand bei den beliebten Spitznamen am häufigsten Namensänderungen (44% bzw. 39%), willkürliche Benennung mit einem anderen Namen kam am zweithäufigsten vor (13% bzw. 24%), während Anspielungen auf die äußere Erscheinung relativ selten waren (12% bzw. 1%). Die drei am häufigsten besetzten Kategorien bei den unbeliebten Spitznamen waren Namensveränderungen (26% bzw. 18%), Anspielungen auf psychische Auffälligkeiten (21% bzw. 8%) und Anspielungen auf körperliche Eigentümlichkeiten (20% bzw. 36%).

KIENER und NITSCHKE (1971, S. 52) gaben ebenfalls an, daß Namensveränderungen den größten Teil der gruppenspezifischen Benennungen ausmachen (51%, unter Einbezug von Assoziationen zu dem Vor- oder Nachnamen sogar 63,4%), Anspielungen auf das Äußere folgen an der zweiten (13,5%), und auf Verhaltens-

weisen etc. (10,6%) an dritter Stelle. Ein etwas anderer Aspekt wurde bei dem Einteilungsversuch für Spitznamen von MORGAN et al. (1979, S. 76) hervorgehoben. Die grundlegende Unterscheidung betrifft dabei die interne bzw. externe Weise der Namensbildung; als "intern" werden Alliterationen, Rhythmisierungen, Zusammenziehungen, semantische Assoziationen und Inversionen u.a.m., als "extern" Anspielungen auf bestimmte Ereignisse, Situationskomik, Aussehen, psychische Eigenschaften, Familienbeziehung etc. verstanden. Ergänzend ist zu bemerken, daß Spitznamen vermutlich speziell dann als treffend und zugleich originell gelten, wenn sich in einem Namen beide Aspekte verbinden. So wurde in unserer Befragung (s.u.) eine agile Lehrerin in einer Klosterschule mit dem Namen Schwester Delphina von ihren Schülerinnen "Flipper" gerufen, eine Benennung, in der sich eine Namensveränderung mit einer Anspielung auf Temperamenteigenschaften traf.

Der konkrete Spitzname kann dabei durchaus in einem mehrphasigen Prozeß, der zwischen internen und externen Bildungen hin- und herpendelt, entstehen. Auch aus diesem Grund ist für einen Außenstehenden und selbst für den Namensträger, die Motivation des Spitznamens oft nicht mehr rekonstruierbar.

Zur Illustration der unter Schülern vorkommenden Namensgebung seien die Befunde aus einer eigenen Erhebung (vgl. Tab. 1) mitgeteilt¹⁾:

Ein Teil der in Schulklassen gebrauchten Rufnamen leitet sich von den Vornamen der Schüler her (15,7%). Vermutlich dürfte dieser Anteil real noch größer sein, da aufgrund der gegebenen Instruktion nur besonders markante Schülernamen niedergeschrieben wurden. Bei den Vornamenveränderungen ohne spezifischen Nebensinn sind Diminutivformen (statt Susanne "Sanni", statt Hubert "Hubs"), Kurzformen (Piet" statt Peter, "Wipp" statt Wilfried), Übersetzungen ("Charly" statt Karl, "Mary" statt Karl-Maria) und Dialektformen ("Rudel" statt Rudolf, "Beppo" statt Josef) vorzufinden.

In wenigen Fällen wird vom Vornamen eine andere sinnvolle Bezeichnung abgeleitet, die keine Beziehung zu dem Namensträger besitzt (z.B. die Bezeichnung "Maggi" für Markus, die allein aufgrund einer klanglichen Abwandlung zustande gekommen ist).

Nach den mitgeteilten Beispielen kommt es bisweilen auch vor, daß die Vornamenveränderung einen Bedeutungsgehalt besitzt, der über seinen Träger etwas aussagt, etwas über sein Verhalten ("Grunzhilde" für ein Mädchen namens Hildegard, die einen Lehrer in dieser Weise kommentierte) oder sein Äußeres ("Wal" für einen großen Burschen namens Walter, "Nosef" für einen Josef mit langer Nase). Vornamenveränderungen, die eine Anspielung auf Schule und Unterricht enthalten, waren in unserem Material nicht zu finden.

Eine weitere große Gruppe machen Bezeichnungen aus, die vom Nachnamen der Schüler abgeleitet sind (27%). Auch hier sind zuerst die Nachnamensveränderungen ohne spezifischen Nebensinn zu erwähnen, wobei wiederum Übersetzungen (statt Hans Polster "Jean de Plumeau", statt Bauer "Agri", statt Schwarz

Tabelle 1: Vergleich gruppenspezifischer Namen für Schüler aus (1) KIENER & NITSCHKE (1971) und (2) der gegenwärtigen Erhebung. Angaben in Prozent.

Kategorien 1)	(1)	(2)
1. Ableitung von Vornamen		
a) Veränderungen ohne Nebensinn		11,6
b) Veränderungen mit Nebensinn ohne Anspielung		1,1
c) Veränderung mit Anspielung auf Träger		3,0
2. Ableitung von Nachnamen		
a) Veränderungen ohne Nebensinn		16,5
b) Veränderungen mit Nebensinn ohne Anspielung		5,2
c) Veränderung mit Anspielung auf Träger		5,2
3. Veränderung von Vor- und Nachnamen	63,4	1,5
4. Anspielung auf das Verhalten	10,6	
a) Haltung gegenüber Mitschülern		5,2
b) Hobbies und Gewohnheiten		5,6
c) Einzelmerkmale		2,5
d) Temperamenteigenschaften/Gesamteindruck		4,9
5. Anspielungen auf das Äußere	13,5	
a) Statur		14,6
b) Einzelmerkmale		5,6
c) Gesamteindruck		4,1
6. Anspielung auf ein bestimmtes Ereignis	2,8	5,2
7. Herkunft des Namensträgers		2,3
8. Namen ohne eindeutige Herleitung	6,9	6,0
-Kosenamen	4,5	
N	858	267

1) Die Kategorien wurden in Anlehnung an KIENER & DUSKE (1972) gebildet, wobei die Daten von KIENER & NITSCHKE (1971) entsprechend umgeordnet wurden.

"Blacky"), einfache Namenskürzungen ("Wenz" statt Wenzel, "Lups" statt Luber), Diminutivformen ("Stocki" statt Stockhammer, "Dippi" statt Diepold) und Wortspielereien ("Godese" statt Goderbauer, "Vegal" statt Högl) vorkommen. Die Nachnamenänderungen führen z.T. zu anderen sinnvollen Bezeichnungen, ohne daß mit diesen aber etwas über den Namensträger ausgesagt wird ("Schnitzl" statt Nitzl, "Frosch" statt Forchhammer, "Murmel" statt Gläser). Relativ selten kommen Nachnamenveränderungen vor, die eine eindeutige Anspielung auf den Namens-träger beinhalten. Dabei sind wiederum Anspielungen auf das Äußere ("Steinchen" für eine zierliche Schülerin namens Steinau, "Gurli Murli" für einen gutaussehen- den Schüler namens Guhr) von Anspielungen auf bestimmte Verhaltensweise zu unterscheiden ("Brandy" für einen Schüler namens Brandl, der eine Vorliebe für Alkohol besaß; "Guru" für einen Schüler überlegenen Wissens namens Gura).

Relativ selten werden sowohl Vor- wie auch Nachname zu einem gruppenspezifischen Rufnamen umgebildet (1,5%). Es sind hierbei Schütteltformen ("Wefan Steißhuhn" statt Stefan Weißhuhn), Abkürzungen ("DD" für Dieter Doppel) und Zusammenziehungen ("Haimi" für Hain Michael) vorzufinden.

Das Verhalten im weitesten Sinn ist in 18,2% der vorliegenden Beispiele Aufhänger für die Namensgebung. Bei einer inhaltlichen Differenzierung findet man Anspielungen auf charakteristische Einzelverhaltensweisen ("Penner" für einen Langschläfer, "Würscht" für einen Schüler, der gerne Würste aß), auf Hobbies und Gewohnheiten ("Vollgas-Pepe" für einen riskanten Autofahrer, "Porno" für einen Schüler, der entsprechende Literaturpräferenzen besaß), auf die Haltung gegenüber den Mitschülern ("Tante" für eine Schülerin bemutternden Auftretens, "Schmatzer" für einen Groß- und Vielredner, "Wurst" für einen Klassenkasperl) und auf Temperamenteigenschaften ("Katze" für eine unbeherrscht-jähzornige Schülerin, "Bello", abgeleitet aus dem Lateinischen, für einen rauflustigen Schüler, "Happy" für einen ansteckend lustigen Schüler). Bisweilen verdichtet sich der Eindruck, den ein Schüler auf seine Klassenkameraden macht, zu einem Filmnamen oder dem Namen einer Comic-Strips-Figur ("Goofy", "Woody", "Knox").

In etwas mehr als 24% der Fälle ist das äußere Erscheinungsbild für die gruppenspezifische Benennung ausschlaggebend. Anspielungen auf die Statur sind dabei am häufigsten ("Zamperl", "Lützel", "Hoss"); bisweilen werden dem Aussehen konträre Namen vergeben, z.B. "Plumps" oder "Zwergerl" für einen hoch aufgeschossenen Schüler. Der Gesamteindruck ist ebenfalls noch relativ häufig im Spitznamen ausgedrückt ("Edda" für ein nordisch wirkendes Mädchen, "Oran" für einen Orang-Utan-ähnlichen Schüler). Relativ selten werden Einzelmerkmale für die Namensbildung herangezogen, wie z.B. der Haarschnitt ("Ami", "Zwurl", "Mecki"), die Gangart ("Ente", "Pferd"), Gesichtsmarkmal ("Miez" für ein Mädchen mit deutlichem Bartflaum, "Guggi" für einen Schüler mit großen Augen) oder die Kleidung ("Kuddel" für einen schlampig gekleideten Schüler).

Auf ein bestimmtes Ereignis gehen etwa 5% der Schülerbezeichnungen zurück. Offensichtlich sind die Mitschüler von diesem so beeindruckt, daß sie es in einem Spitznamen festhalten, oder das Ereignis ist für den Betroffenen trotz seines punktuellen Charakters typisch ("Watsch" für einen Schüler, der einen anderen

mit einer Ohrfeige verletzt hat; "Eule" für einen einmal während des Unterrichts eingeschlafenen Schüler; "Ente" aus Anlaß des Tragens eines T-Shirts mit dem Aufdruck einer Ente).

An vorletzter Stelle sind Bezeichnungen zu erwähnen, die mit der Herkunft des Schülers verbunden sind. Beispiele hierfür sind "Glogo" für einen Schüler aus Glogowatz; "Knopf" für einen Schüler, dessen Vater eine Knopffabrik besitzt; "Stemmarin", eine von einem Hausnamen abgeleitete Bezeichnung; oder "Holz" für einen Schüler, der in einem Haus im Wald wohnte.

Als Restkategorie verbleiben Bezeichnungen (ca. 6%), deren Herkunft unbekannt ist ("Urgy", "Tuki"), selbst wenn es sich dabei um ein sinnvolles Wort ("Globus", "Lutscher") handelt.

Der Vergleich mit der Häufigkeit der einzelnen Namenskategorien aus der Erhebung von KIENER und NITSCHKE (1971, S. 52) zeigt eine geringere Besetzung der Kategorien, die auf Namensveränderungen zurückzuführen sind. Entsprechend häufiger sind die restlichen Kategorien vertreten. Vermutlich ist dieser Unterschied durch eine andere Erhebungsmethodik bedingt; bei KIENER und NITSCHKE (1971) wurden die gruppenspezifischen Namen aller Kinder einer Klasse erfragt, während bei uns nur retrospektive Angaben über Spitznamen gemacht wurden. Es liegt auf der Hand, daß unter dieser Bedingung unveränderte Vor- und Familiennamen nicht erwähnt werden, obwohl deren Verwendung in einer Klasse durchaus Usus sein kann.

5.3. Die Valenz gruppenspezifischer Namen

Die Frage, welche Valenz die in einer Kindergruppe herausgebildeten Namen besitzen, ist sehr unterschiedlich beantwortet worden. ORGEL und TUCKMAN (1935, S. 283) meinten, daß der weitaus überwiegende Teil der Spitznamen eine Quelle von Unglück für seinen Träger darstelle, sie seien Anlaß zu Ärger, Streit, Selbstabwertung und Schuldgefühlen. Gegenüber diesem Resultat muß aber auf Besonderheiten der von ihnen untersuchten Stichprobe (Heimkinder aus Problemfamilien) hingewiesen werden. Am Rande sei ein Befund von KIENER und NITSCHKE (1971, S. 54) vermerkt, wonach Heimkinder häufiger Spitznamen pejorativen Charakters tragen.

HABBE (1937, S. 372) findet eine ungefähr gleiche Häufigkeit beliebter und unbeliebter gruppenspezifischer Benennungen (53 zu 47%), wobei ca. 20% der Befragten keinen beliebten Spitznamen und 24% keinen abgelehnten anzugeben wußten. Noch seltener sind herabsetzende Spitznamen nach der Erhebung von KIENER und NITSCHKE (1971, S. 53); nur etwa 10% sind aufgrund der mitgeteilten Begründungen als solche einzuordnen.

Die Frage also, ob generell beliebte, neutrale oder abwertende Namen in einer Gruppe verwendet werden, läßt sich offensichtlich nicht allgemein beantworten. Es scheint von Eigenheiten der Gruppe abzuhängen, welche Namenskategorie und - damit verbunden - welche Qualität der Sozialbeziehungen überwiegt.

5.4. Zur Funktion gruppenspezifischer Namen

Wie sich gegenüber jedem gruppenspezifischen Jargon feststellen läßt, so gilt auch für die Schülersprache, daß sie "eint nach innen und isoliert nach außen" (SCHNEIDER 1976, S. 279). Nicht nur anhand der zahlreichen Schülergeheimsprachen (KÜPPER & KÜPPER 1972), durch die am deutlichsten die Nicht-Gruppenmitglieder ausgeschlossen werden, sondern auch in den gruppenspezifischen Namen läßt sich diese Funktion vermuten. Gruppenspezifische Namen, von denen Spitznamen eine Untergruppe darstellen, sind "in der Regel ein Zeichen der gegenseitigen Vertrautheit und Zusammengehörigkeit, u.U. ein Ausdruck der Kumpanei und Verschworenheit ... Man duldet daher solche Namen nicht von Außenstehenden" (KIENER & NITSCHKE 1971, S. 56).

Neben dieser allgemeinen Bedeutung, die gruppenspezifische Namen besitzen, ist nicht zu übersehen, daß damit je nach dem Stand des gruppenspezifischen Prozesses weitere Beziehungsqualitäten ausgedrückt werden. Zustimmung, Lob, Freundschaft oder Achtung lassen sich dadurch ebenso mitteilen wie Ablehnung, Bestrafung, Haß, Verachtung, Ressentiment, Ärger, Rache und Herablassung. In den letzteren Fällen wird zwar ebenfalls die Gruppe strukturiert, eventuell aber der Gruppenzusammenhalt geschwächt, Polarisierungen bis hin zur Spaltung der Gruppe bewirkt oder je nach Fall auch ein Feindbild aufgebaut, das allein wegen seiner verbalen Beschwörung den Binnenzusammenhalt in der Rumpgruppe wiederum erhöht (Sündenbock).

Daß diese Beziehungsstrukturen in den gruppenspezifischen Namen zum Ausdruck kommen, läßt sich durch mehrere Zusammenhangsbeobachtungen deutlich machen. In der Untersuchung von ORGEL und TUCKMAN (1935) wurde gefunden, daß Problemkinder deutlich häufiger mit abwertenden Namen belegt werden. KIENER und NITSCHKE (1971, S. 53) zeigten, daß aufgrund der soziometrischen Wahlhäufigkeit als beliebt geltende Kinder deutlich seltener, unbeliebte hingegen deutlich öfter herabsetzende Namen erhalten. Kinder aus einem (Erziehungs-) Heim trugen ebenfalls häufiger herabsetzende Namen. Mit diesen Befunden kann man die These erhärten, daß zumindest in einem Teil der gruppenspezifischen Namen die in einer Klasse herrschenden Sozialbeziehungen zum Ausdruck kommen.

6. Namensgebung gegenüber Lehrern

Der Lehrer, der aufgrund seiner Berufsautgaben eine herausgehobene Position in der Schulklasse einnimmt, stellt allein wegen dieser Tatsache einen beliebten Authänger für eine besondere Namensgebung durch die Schüler dar. Es wurde sogar behauptet, "ein Lehrer, der keinen Spitznamen hat, ist in seinem Verhältnis zu seinen Schülern sicherlich nicht in Ordnung" (BACH 1953, S. 260). Allerdings ist auch hier wieder nach der Valenz der durch die Schüler gegebenen Namen und ihrer Entstehung zu fragen. Außer wenigen anekdotischen Bemerkungen (MORGAN et al. 1979, S. 143f.; KATZ 1964, S. 88) findet sich nur eine Studie, die sich dieser Aspekte in systematischer Weise annimmt (KIENER & DUSKE 1972).

6.1. Klassifikation der Lehrernamen

Nach KIENER und DUSKE (1972, S. 281.) sind die Namen, welche Lehrer durch ihre Schüler erhalten, großteils durch Veränderungen unterschiedlichster Art der offiziellen Vor- oder Familiennamen zustande gekommen (30,2%); einen wesentlichen Anteil besitzen darüber hinaus Spitznamen, die auf die äußere Erscheinung (28,3%) oder auf Gewohnheiten und Verhaltensweisen (21,9%) anspielen. Etwas andere Ergebnisse berichteten MORGAN et al. (1979, S. 144): Abgesehen von schulspezifischen Schwankungen hinsichtlich Häufigkeit und Ursprung der Lehrerspitznamen machen Namensveränderungen beinahe die Hälfte aller Spitznamen aus, durch die äußere Erscheinung sind ein weiteres Viertel motiviert, während Anspielungen auf auffällige Ereignisse (15%) und Persönlichkeitseigenschaften (12%) mit deutlich schulspezifischer Schwerpunktsetzung an den weiteren Plätzen rangieren. Diese Befunde wurden von uns zu replizieren versucht⁴.

Eine eindeutige Kategorisierung von Namen war dabei nicht immer leicht zu bewerkstelligen. Besonders in den originell und witzig erscheinenden Namen überschneiden sich mehrere Bedeutungsebenen. So wird einem Außenstehenden z.B. der Name "Holzzehe" für einen Lehrer mit einer Fußprothese nicht besonders originell vorkommen. Weiß man aber, daß der Familienname dieses Lehrers noch dazu Hölzl lautet, so erscheint der Spitzname in einem anderen Licht. In einem Spitznamen treffen sich also u.U. mehrere Anknüpfungspunkte, so daß zumindest eine eindimensionale Klassifikation nicht immer ausreichend ist.

Unter Verwendung des von KIENER und DUSKE (1972) erarbeiteten und nur geringfügig modifizierten Kategorienschemas lassen sich folgende Aussagen über die Herleitung der Namen von Lehrern, wie sie in der Schülersprache auftauchen, treffen (vgl. Tab. 2).

9% der Lehrernamen kommen durch den Gebrauch von (teilweise veränderten) Vornamen zustande. Neben unveränderten Vornamen (in einem Fall bedingt durch die identischen Nachnamen von zwei Lehrerinnen an einer Schule), treten veränderte Vornamen ohne eindeutigen Nebensinn auf, vorzufinden sind hier Kurzformen ("Fonse" statt Alfons, "Jojo" statt Josef, "Glemma" statt Clemens-Maria), Diminutivformen ("Ritschi" statt Richard, "Dofi" statt Theophila), Übersetzungen in eine andere Sprache ("Charly" statt Karl, "Jonny" statt Hans, "Jason" statt Gernot - hier allerdings nur aufgrund einer onomatopoetischen Assoziation) und reine Buchstabenspielererei ("Gnaggi" durch Rückwärtslesen aus Wolfgang entstanden). Deutlicher charakterisierend sind Vornamenveränderungen, die eine Anspielung auf die Person des Vornamenträgers enthalten. Es können dabei die unterschiedlichsten Merkmale des Lehrers mit seinem Vornamen zusammengezogen werden, z.B. körperliche Eigenheiten ("Minimax" für einen kleinen Lehrer namens Max, "Luigi" für einen Ludwig südländischen Aussehens, "Schmalwolf" für einen hageren Lehrer mit dem Vornamen Wolfgang), Verhaltensmerkmale ("Sprudel-Herbert" für einen redsamten Lehrer) oder Persönlichkeitseigentümlichkeiten ("der böse Friedrich", "Herbertie" für einen schüchternen Lehrer, "Bodo" für einen Lehrer, der Wert darauf legt, mit Dr. und Nachnamen angesprochen zu werden).

Tabelle 2: Vergleich der Häufigkeit einzelner Kategorien von Namen für Lehrer; (1) = KIENER & DUSKE (1972), (2) = gegenwärtige Erhebung. Angaben in Prozent.

Kategorien	(1)	(2)
1. Ableitung von Vornamen		
a) Gebrauch von unveränderten Vornamen	1,5	1,5
b) Veränderung ohne Nebensinn	4,6	4,0
c) Veränderung mit Anspielung auf Träger	1,2	3,5
2. Ableitung von Nachnamen		
a) Veränderung ohne Nebensinn	11,4	12,5
b) Veränderung mit Nebensinn ohne Anspielung auf den Träger	2,4	3,5
c) Veränderung mit Anspielung auf Träger	7,9	8,0
3. Veränderung des Vor- und Nachnamens	1,2	1,5
4. Anspielung auf das Verhalten		
a) Redewendungen (Spracheigentümlichkeiten)	4,0	6,0
b) Haltung gegenüber Schülern	12,3	11,3
c) Auffallende Tätigkeiten	2,2	2,3
d) Hobbys und Gewohnheiten	3,4	4,8
e) berufliche Stellung	--	1,5
5. Anspielung auf das Äußere		
a) Statur	26,1	26,1
b) Kleidung	2,2	1,8
c) allgemeiner Eindruck	--	4,0
6. Anspielung auf ein bestimmtes Ereignis	4,0	2,0
7. Anspielung auf Unterrichtsfach	4,6	3,3
8. Herkunftsort des Trägers	1,5	--
9. Spitznamen ohne eindeutige Herleitung		
a) Schimpfnamen	1,2	0,8
b) Tradierte Namen, z.B. "Sinnlose Silben"	3,4	3,0
c) Häufig verbreitete Namen ohne individuellen Bezug zum Träger	4,9	0,5
N	326	399

Etwa ein Viertel der Lehrernamen kommt durch eine Veränderung der Nachnamen zustande. Es sind hierbei wiederum Namensänderungen vorzufinden, die ohne weitere Nebenbedeutung sind, z.B. Diminutivformen ("Lobsi" statt Lobentanzer, "Vipsi" statt Vielberth), Kurzformen ("Grips" statt Greifenegger, "Krusch" statt Kruperski, "Rüh" statt Rüdiger), Übersetzungen ("Lupus" statt Wolf, "king farmer" statt Königsbauer, "Nuntia" statt (Frau) Bothschafter, "Gocko" statt Hahn, "Foxy" statt Fuchs), Suffixbildungen in Analogie zu den Asterix-Comic-Strips ("Obelix" statt Obermüller, "Schowix" statt Schowe) und Sprachspielereien (so wird aus Rosnitschek über die lautliche Assoziation "Rosinen Jack" ein "Korinthenhans"; ein "Sergeant" gerufener Lehrer namens Pöpperl hat seinen Spitznamen über die mit seinem Familiennamen verbundene Assoziation mit der Sergeant-Pepper-Band erhalten; aus Recknagel wird ein "Schrecknagel"). Manche Namen fordern zu sinnvollen Veränderungen auf, wobei aber nicht Merkmale des Lehrers dazu Anlaß geben, sondern lautliche oder semantische Assoziationen ("Wolpertinger" statt Selbertinger, "Schlumpf" statt Schumprecht, "Engerling" statt Enghofer, "Bleaml" als Mundartform für Blüm).

Nachnamenänderungen können auch durch Eigenheiten ihrer Träger veranlaßt sein, z.B. aufgrund von Verhaltenseigentümlichkeiten (so wird aus einem Lehrer namens Bösel, der einen unzusammenhängenden Unterricht hält, ein "Brösel"; aus einem langweiligen Lehrer namens Kutzer ein "Kotzer"; aus einem immer lächelnden Lehrer namens Hohenthanner ein "Hohenzahner"; aus einem gefürchteten Despoten namens Ringelmann eine "Ringelnatter" oder aus einem wenig Autorität ausstrahlenden Lehrer namens Holzgartner ein "Holzwurm").

Das Aussehen bzw. körperliche Eigenheiten werden ebenfalls häufig mit dem Familiennamen kombiniert (ein kleiner Lehrer namens Wimmer wird so zum "Wimmerl"; eine große und deshalb gebückt gehende Lehrerin namens Katzenbogner wird zum "Katzenbuckel"; ein kleiner, wichtigtuertisch auftretender Lehrer namens Grosmann zum "Zwergl", ein ebenfalls kleiner Lehrer mit dem Namen Pilz wird von seinen Schülern "Schwammerl" gerufen; aus Grüneck wurde ein "Grünspecht", weil der Betreffende seinen etwas zu hager geratenen Hals beim Sprechen immer in die Höhe reckte; der offensichtlich etwas dicke Lehrer Faßbänder wurde von seinen Schülern "Fassi" gerufen; einen unsauberen Eindruck hatte ein Lehrer namens Schierer bei seinen Schülern hinterlassen, die ihn "Schmierer" titulierte). In Zusammenhang mit dem unterrichteten Schulfach kommt es ebenfalls zu Veränderungen des Familiennamens (so wird ein Lateinlehrer namens Stich von seinen Schülern als "Ictus" bezeichnet, eine Biologielehrerin namens Schwester Virgine wird "Wirsing" genannt). In wenigen Fällen wurden die Familiennamen zu Schimpfnamen umgebildet (z.B. wurde in Lehrer Osterried mit A...tritt bezeichnet, ein Herr Pettirsch als Fetta...). Offensichtlich werden aber solche Umgestaltungen als zu grob empfunden, um in größerem Maßstab von Schülern im täglichen Gebrauch verwendet zu werden.

Als letztes sind die ebenfalls relativ seltenen Beispiele zu erwähnen, bei denen der Spitzname eines Lehrers aufgrund der gleichzeitigen Veränderung des Vor- und des Nachnamens gebildet wurde (z.B. die Schüttelform "Schnaula Pepf" als Paula Schnepf, kurz "Schnaula" genannt; durch Zusammenziehung wurde aus Speißl Otto ein "Spotto" oder aus Leopold Erika eine "Leila").

Neben Umbildungen des offiziellen Namens nehmen solche Spitznamen einen breiten Raum ein, in denen mehr oder minder direkt eine Anspielung auf das Verhalten des Lehrers zum Ausdruck kommt. (Die Fälle, in denen dies unter Einbezug des offiziellen Namens gebildet wurde, werden – da sie schon behandelt sind – nicht mehr berücksichtigt.) Anknüpfungspunkte für solche karikierende Bezeichnungen können sowohl Äußerlichkeiten (z.B. Kleidung, Frisur) wie auch Verhaltens- und Persönlichkeitsmerkmale (z.B. Temperamenteigenschaften, Charakter) sein.

Als ein deutlich wahrnehmbares Verhaltensmerkmal können Spracheigentümlichkeiten gelten. Von diesen sind ca. 6% der Lehrerspitznamen abgeleitet. Dabei werden in Spitznamen umgeformt: Redewendungen (z.B. wurde ein Lehrer "Bartel" genannt, weil er häufig die Redewendung, "wo der Bartel den Most holt" verwendete; ein Lehrer, der "einmal" etc. mit "eiml" abkürzte, wurde von seinen Schülern "Eiml" genannt), Sprachfehler ("Hep-Hep", "Gack" "Quax" für Stotterer), Stimmeigentümlichkeiten ("Piepser" für einen Lehrer mit hoher Stimme; "Lama", "Wasch" oder "Spucki" für Lehrer mit "nasser" Aussprache) oder dialektliche Eigenheiten ("Abba" für einen Lehrer, der "aber" in oberbayerischer Mundart aussprach).

Die besondere Haltung gegenüber Schülern bzw. deren Einschätzung des Lehrerhaltens verdichtet sich in etwa 11% der Fälle zu einer Bezeichnung für einen Lehrer. Typisch sind dabei Anspielungen auf väterlich-mütterliche Verhaltensweisen gegenüber den Schülern (z.B. in Formen wie "Pap", "Opa", "Oma", "Omi", "Mutti", z.T. kombiniert mit dem Familiennamen), wobei in einigen Fällen aber darauf hingewiesen wird, daß es sich hier um einen "verkalkten" Lehrer handelt, der nicht mehr ernst genommen wird; strenge Lehrer erhalten ebenfalls Namen, die diese Seite deutlich zum Ausdruck bringen ("Django", "Henker", "Frostie", "Capo", "Luchs", "Schliff", "Sado", "Schreckschraube", "Roboter", "Schimpfer", "Bello", "Schinderhannes", "Preiß" für einen Schreihals); eine besonders herausgehobene Gruppe scheinen Lehrer zu bilden, die in den Augen ihrer Schüler unaufrichtig und unehrlich sind ("Schleicher", "Spitzel", "Schleimer", "Der mit der Schleimspur", "Doc" für einen pseudo-gelehrten Lehrer).

Auffallende Gewohnheiten sind ein weiterer Aufhänger für die Spitznamenbildung ("Bananenjoe" für einen Lehrer, der in der Pause immer Bananen ißt, "Kakaobubi" als analoge Bildung, "Grass" für einen Lehrer, der auch während der Schulstunden rauchte; ähnlich "Bottle" oder "Whisky" für Lehrer mit Dauerfahne).

Temperamenteigenschaften und weitere herausragende Verhaltensmerkmale werden in 4,8% zum Anlaß für Spitznamenbildung ("Hasti", "Fuzzi", "Casanova", aber auch Namensbildung nach Comic-Strips- und Filmfiguren, z.B. "Otto", "Stanley Beamish", "Catweazle"). Als eine zusätzliche Kategorie sollen diesem Klassifikationspunkt noch die Spitznamenbildungen angefügt werden, in denen von der Dienststellung des Lehrers ausgegangen wird ("Chef" oder "Big Boss" für einen Direktor, "Hauptl" für einen vertretungsweise eingesetzten Hauptlehrer, "Straßl" als Abkürzung für Studienassessorin zur Anstellung).

Das Aussehen und körperliche Eigenschaften sind für einen Gutteil (ca. 32%) der Bezeichnungen für Lehrer ausschlaggebend. Hier seien zuerst Ableitungen erwähnt, die von der Statur des Lehrers ihren Ausgang nehmen, z.B. von seiner Größe ("Longus", "Hungerturm") oder seiner Kleinheit ("Shorty", "Napoleon", "laufender Meter", "Bonsai-Trio"); in anderen wird die Leibesfülle betont ("Schwabbel", "Faß", "Wambo", "Knack", abgeleitet von Knackwurst) bzw. ihr Fehlen hervorgekehrt ("Zardi", "Idefix", "Klepper"). Die Frisur ist ein weiterer beliebter Anknüpfungspunkt ("Kugelblitz" oder "Platti" für Glatzköpfige, "Struppi", "Mecki"). Aber auch sonstige körperliche Eigenschaften können dafür ausschlaggebend sein wie Gesichtsform ("Whiskas" für eine Lehrerin mit katzenartigem Gesicht, "Frosch" für einen Lehrer mit hervorquellenden Augen, "Babyface"), abstehende Ohren ("Spoki", "Segler"), die Form der Zähne ("das Roß", "Mausi") besondere Gerüche ("Stinker" für einen Zigarrenraucher), Eigenheiten des Ganges ("Hupferl", "Ente", "Schleich"), körperliche Gebrechen ("Hinkebein", "Wimmerl") oder der Gesichtsausdruck ("Grinsi", "Goofi", "Smily"). Schließlich werden auch Besonderheiten der Kleidung zur Spitznamenbildung herangezogen ("Deidei" für einen modisch gekleideten Lehrer, "Wasserleiche" für eine Lehrerin, die sich immer bleich schminkt; "KSH" – Kartoffelsackhose). Letztlich kann noch der Gesamteindruck zu einer mehr oder minder treffenden Bezeichnung zusammengefaßt werden ("Mr. Universum", "Jonny Knusper" für einen braungebrannten Lehrer, "Frankenstein junior").

Bisweilen sind Ereignisse aus dem Schulalltag Anlaß zur Spitznamenbildung. So wurde ein Lehrer, der einmal einen Pullover mit einem Ziegelsteinmuster trug, fortan als "Wüstenrot" bezeichnet. Ein anderer kam eines Tages mit einem geschwellenen Auge zur Schule und trug seitdem die Bezeichnung "Schweinebacke". Auch zufällige Unterrichtsbeispiele können in Form eines Spitznamens am Lehrer hängen bleiben ("Che Guevara"; ein Versprecher im Geschichtsunterricht über die spanische Armada führte zu dem Namen "Amanda"). Schließlich kann sich aus dem Schulfach selbst ein Spitzname ableiten (z.B. "Ayatolla" für den Religionslehrer, "Volt-Ede" für einen Physiker oder "Xenophon" für einen Lateiner mit etwas auffällender Stimme).

Als Restkategorie (4,3%) verbleiben Spitznamen, deren Herleitung nicht eindeutig möglich ist, z.B. Schimpfnamen ("Himbeerjoe", "Schellensau"), tradierte Namen ("Gags", "But") und Namen ohne Bezug zu seinem Träger ("Ali").

Der Vergleich zu der von KIENER und DUSKE (1972) angegebenen Häufigkeitsverteilung findet in den uns zur Verfügung stehenden Daten eine überraschend hohe Übereinstimmung. Auch bei uns sind Namensveränderungen das häufigste Mittel zur Spitznamenbildung (34,5%), gefolgt von Anspielungen auf das Äußere eines Lehrers (31,9%) und auf Verhaltenseigentümlichkeiten (25,9%). Es scheint also eine weitgehende Konkordanz hinsichtlich der Methoden und Anlässe der Namensgebung zu bestehen.

6.2. Zur Funktion von Lehrer*innen

Während KIENER und DUSKE (1972, S. 30) bei Lehrer- im Vergleich zu Schülerspitznamen deutlich häufiger solche mit negativer Valenz fanden, betonten MORGAN et al. (1979, S. 144), daß das System der Namensgebung in beiden Fällen das gleiche sei. Es erfolgt damit eine qualitative Veränderung der Sozialbeziehungen, u. zw. je nach individuellem Fall in die eine oder die andere Richtung. Einbezug in die Gruppe oder Distanzierung und Ausschluß dürften - neben Nichtbeachtung - das dafür zutreffende polare Ordnungssystem sein.

"Diese beiden Wirkungen ... verschaffen dem Schüler eine Entlastung vom Dominanzdruck, wie er sich allzu leicht im Verhältnis des Schülers zum Lehrer ausgebildet, da zwischen beiden große intellektuelle, reifemäßige, statusbedingte und meist auch soziale Unterschiede bestehen" (KIENER & DUSKE 1972, S. 36; vgl. auch MORGAN et al. 1979, S. 143). Durch die Macht der Namensgebung verschaffen sich die Schüler einen Ausgleich gegenüber diesem Abhängigkeitsverhältnis. "In diesem Sinne erscheint der Lehrerspitzname als ein soziales Regulativ im Lehrer-Schüler-Verhältnis und darf offenbar nicht bloß als puerile Albernheit im Schülerleben angesehen werden" (a.a.O.). Die Schüler beweisen damit ihre soziale Kompetenz, indem sie ein Mittel der sozialen Kontrolle in mehr oder minder origineller Weise handhaben.

7. Zusammenfassung

Anknüpfend an das Bühlersche Werkzeug-Modell der Sprache wird untersucht, inwieweit die Funktionen Ausdruck, Darstellung und Appell auch im Prozeß der Namensgebung erkennbar sind. Nur dort, wo Freiheitsgrade des Benennens vorhanden sind, ist der Name mehr als ein individualisierendes Zeichen. Hinsichtlich der offiziellen Benennungen ist diese Möglichkeit bei der Vornamensgebung vorhanden; ein wesentlich weiteres Feld eröffnet sich durch die inoffiziellen Bezeichnungen, wie sie etwa in Spitz- und Kosenamen zum Ausdruck kommen. In diesen kann man ein Mittel unter vielen anderen erblicken, mit denen man im Alltag auf das Verhalten anderer Menschen bzw. auf deren interpersonelle Beziehungen Einfluß zu nehmen versucht. Dieser Prozeß wird an Beispielen über die Namensgebung, wie sie unter Schülern und zwischen Schülern und Lehrern beobachtet werden kann, näher dargestellt.

8. Anmerkungen

Im Grunde genommen ist es falsch, diese Versuche Wolfgang Köhler zuzuschreiben. Dieser hat sich nur als Beispiel die beiden sinnlosen Worte "Maluma-Takete" und eine entsprechende Zeichnung ausgedacht, ohne sie aber bei Experimenten zu verwenden. Allerdings war das Beispiel offensichtlich so illustrativ, daß er in der Literatur als Urheber solcher Untersuchungen gilt.

- 2 Wenn STEKEL (1911, S. 112) allerdings schreibt: "Herr Strauß ist in hunderte Prozesse verwickelt und hat immer einen Strauß auszufeuchten", vielleicht ist dann doch "die Verpflichtung des Namens" wirksam?
- 3 Im Rahmen von Vorlesungsdemonstrationen wurden 96 Studenten und Studentinnen gebeten, Spitznamen von ehemaligen Mitschülern (einschließlich des offiziellen Namens und einer Begründung für den Spitznamen) zu notieren. Insgesamt wurden 267 Namen angegeben, die nachträglich klassifiziert wurden (die mitgeteilten Begründungen waren dabei ausschlaggebend für die Zuordnung zu den einzelnen diskreten Kategorien).
- 4 Das empirische Material zur Spitznamengebung von Lehrern wurde in mehreren Vorlesungen gesammelt. Studenten sollten angeben, an welche Spitznamen von Lehrern sie sich erinnern konnten, wie der tatsächliche Name und das Unterrichtsfach der Lehrer lautete und welche Begründung sie für den Spitznamen anzugeben wußten. Insgesamt wurden Protokolle von 137 Studenten gesammelt, in denen 417 Lehrerspitznamen angegeben waren. Durch Eliminierung von Doppelaufzählungen reduzierte sich die Zahl der verwertbaren auf 399. Die Zuordnung zu den einzelnen Kategorien erfolgte aufgrund der angegebenen Begründung für die Spitznamen, z.B. wurde der Rufname "Witzi" nur aufgrund einer lautlichen Ähnlichkeit zu dem Familiennamen Witzgall gebildet und keineswegs, weil der betreffende Lehrer besonders witzig gewesen ist.

Aufgrund der hohen Übereinstimmung mit den Resultaten von KIENER und DUSKE (1972) ist zu vermuten, daß Stichprobenunterschiede (hier: Befragung von beinahe ausschließlich ehemaligen Gymnasiasten) keinen wesentlichen Einfluß auf die Art der Namensbildung ausüben.

9. Literaturverzeichnis

- ABRAHAM, K.: On the determining power of names. Clinical papers and essays of psychoanalysis, 1955, 31-32.
- ARCHER, R.L.; BERG, J.H.: Disclosure reciprocity and its limits: A reactance analysis. Journal of Experimental Social Psychology, 1978, 527-540.
- ARGYLE, M.; MC HENRY, R.: Do spectacles really increase judgements of intelligence? British Journal of Social and Clinical Psychology, 1971, 10, 27-29.
- BACH, A.: Deutsche Namenkunde. Bd. I: Die deutschen Personennamen. Heidelberg 1953 (Carl-Winter).
- BERING, D.: Isidor - Geschichte einer Hetzjagd. Süddeutsche Zeitung, 14.8.81, Nr. 34, 14.

- BOESCH, B.: Die Eigennamen in ihrer geistigen und seelischen Bedeutung für den Menschen. Der Deutschunterricht, 1957, 9, 32-50.
- BRACHFELD, D.: Name und Charakter. Zeitschrift für Menschenkunde, 1931, 6, 336-342.
- BRANTENBERG, G.: Die Töchter Egalia. Berlin 1981 (Olle & Wolter).
- BÜHLER, K.: Sprachtheorie. Stuttgart 1965 (G. Fischer).
- BUSSE, T.V.; HELFERICH, J.: Changes in first name popularity across grades. Journal of Psychology, 1975, 89, 281-283.
- CASSIRER, E.: Philosophie der symbolischen Formen. Bd. I. Darmstadt 1972 (Wissenschaftliche Buchgesellschaft).
- DEXTER, E.S.: Three items related to personality: popularity, nicknames, and homesickness. Journal of Social Psychology, 1949, 30, 155-158.
- DRAKE, D.: On petz names. American Imago, 1957, 14, 41-43.
- EAGLESON, O.W.: Students' reactions to their given-names. Journal of Social Psychology, 1946, 23, 187-195.
- EIS, G.: Vom Zauber der Namen. Berlin 1970 (E. Schmidt Vlg.).
- ELLIS, A.; BEECHLEY, R.M.: Emotional disturbance in children with special names. Journal of Genetic Psychology, 1954, 85, 337-339.
- FELDMAN, H.: The problem of personal names as a universal element in culture. Amer. Imago, 1959, 19, 237-250.
- FISCHER, S.: Entstehen und Verstehen der Namen. Archiv für die gesamte Psychologie, 1922, 42, 335-368.
- FRENCH, J.P.R.; RAVEN, B.: The bases of power. In: CARTWRIGHT, D. (Hrsg.): Studies in social power. Ann Arbor 1959 (Univ. of Michigan Press), 150-167.
- FREUD, S.: Der psychische Mechanismus hysterischer Phänomene. In: Gesammelte Werke, Bd. 1. London 1952 (Imago Publ. Co.), 81-98.
- GOTTSCHALD, M.: Deutsche Namenkunde. Berlin 1971 (de Gruyter).
- HABBE, S.: Nicknames of adolescent boys. American Journal of Orthopsychiatry, 1937, 371-377.

- IRWIN, F.W.; NEWLAND, E.: A genetic study of the naming of visual figures. Journal of Psychology, 1940, 9, 3-16.
- JAHODA, G.: A note on Ashanti names and their relationship to personality. British Journal of Psychology, 1954, 45, 192-195.
- KATZ, R.: Psychologie des Vornamens. Bern 1964 (Huber).
- KIENER, F.; DUSKE, M.: Untersuchungen über Lehrerspitznamen. Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie, 1972, 4, 27-37.
- KIENER, F.; NITSCHKE, H.: Untersuchung über Schülerspitznamen. Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie, 1971, 3, 48-58.
- KLEMENT, W.: Namen und Namengebrauch. Muttersprache, 1979, 89, 227-241.
- KÖHLER, W.: Gestalt Psychology. New York 1929 (Liveright).
- KRAEPELIN, E.: Psychiatrie. Bd. I: Allgemeine Psychiatrie. Leipzig 1909 (Barth).
- KÜPPER, M.; KÜPPER, H.: Schülerdeutsch. Hamburg 1972 (Claarsen-Verlag).
- LEBE, L.: War Karl der Kahle wirklich kahl? Über historische Beinamen - und was dahinter steckt. Wiesbaden 1980 (VMA-Verlag).
- MACKENSEN, L.: 3876 Vornamen. München 1969 (Südwest Vlg.).
- MALLY, A.K.: "Piefke", Herkunft und Rolle eines österreichischen Spitznamens für den Preußen, den Nord- und Reichsdeutschen. Muttersprache, 1974, 84, 257-286.
- MORGAN, J.; O'NEILL, C.; HARRE, R.: Nicknames. Their origins and social consequences. London 1979 (Routledge & Kegan).
- ORGEL, S.Z.; TUCKMAN, J.: Nicknames of institutional children. American Journal of Orthopsychiatry, 1935, 5, 276-285.
- RAZRAN, G.: Ethnic dislikes and stereotypes, a laboratory study. Journal of Abnormal and Social Psychology, 1950, 45, 7-27.
- ROCHETAL, Albert de: Le caractère par le prénom. Paris 1929 (F. Aubier).
- SAVAGE, B.M.; WELLS, F.L.: A note on singularity in given names. Journal of Social Psychology, 1948, 27, 271-272.
- SCHNEIDER, H.D.: Kleingruppenforschung. Stuttgart 1975 (Teubner).

- SCHNEIDER, W.: Wörter machen Leute. Magie und Macht der Sprache. München 1976 (Piper).
- SPITZER, L.: Puxi - eine kleine Studie zur Sprache einer Mutter. München 1927 (Hueber Vlg.).
- SPRANGER, E.: Psychologie des Jugendalters. Heidelberg 1966 (Quelle & Meyer).
- STEKEL, W.: Die Verpflichtung des Namens. Zeitschrift für Psychotherapie und medizinische Psychologie, 1911, 3, 110-114.
- USNADZE, D.: Ein experimenteller Beitrag zum Problem der psychologischen Grundlagen der Namengebung. Psychologische Forschung, 1924, 5, 24-43.
- WINKLER, F.: Zur Psychologie des Spitznamens. Die neue Erziehung, 1931, 13, 45-48.